

Georg Sans

Hypothetisch notwendige Begebenheiten.
Zu Christian Wolffs kosmologischem Gebrauch
der Modalbestimmungen

›Wenn die Sonne scheint, erwärmt sich die Erde.« In dem Satz spricht sich nicht bloß ein Stück Lebenserfahrung aus, sondern es sind materiale Konditionale wie dieses, die dem analytisch geschulten Leser zuerst in den Sinn kommen mögen, wenn er von ›hypothetisch notwendigen Begebenheiten‹ reden hört. Unter einer bestimmten Bedingung – die Sonne scheint – läßt sich mit Gewißheit sagen, daß etwas der Fall ist – die Temperatur steigt. Die Erwärmung tritt zwar nicht mit absoluter Notwendigkeit ein – es könnte auch bewölkt sein, dann bliebe die Erde kühler. Aber sobald die Bedingung erfüllt ist und die Sonne scheint, tritt die besagte Folge mit Gewißheit ein. Das führt zu der paradoxen Situation, daß ein und dieselbe wirkliche Begebenheit einerseits als etwas bloß Mögliches und andererseits als etwas Notwendiges erscheint. Als widersinnig muß einem die Lage zumindest solange vorkommen, wie man sie vor dem Hintergrund der Trias von Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit betrachtet. Danach ist zwar alles Wirkliche zugleich möglich und alles Notwendige sowohl möglich als auch wirklich. Aber es gibt nichts Notwendiges, das in dem Sinn bloß möglich wäre, daß ebenso gut das Gegenteil der Fall sein könnte.

I. Die Logik der Modalbestimmungen

Bevor man an der terminologischen Merkwürdigkeit Anstoß nimmt, ist daran zu erinnern, daß die uns geläufige Systematik der Modalbestimmungen erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts überhaupt entstanden ist. Johann August Crusius bezeichnet in seiner Erkenntnislehre die »Grade«, in denen zwei Begriffe einander untergeordnet sind oder sich gegenseitig ausschließen, zum ersten Mal als »Modalitäten« (Crusius, Erkenntnis, § 163). Ihnen entsprechend teilt er die Urteile ein. So ist zum Beispiel das Prädikat ›sterblich‹ eine »wesentliche« Bestimmung und kommt dem Menschen notwendig zu. An jeder Hand fünf Finger zu haben ist dagegen eine »natürliche« Eigenschaft. Auch das Gegenteil kommt bisweilen vor, bildet aber

nicht die Regel. Neben den wesentlichen und den natürlichen besitzt jeder Mensch endlich eine Reihe von »zufälligen« Bestimmungen wie etwa die, ein Philosoph zu sein. Da hier genauso das Gegenteil der Fall und jemand Lehrer oder Anwalt sein könnte, ist die Bestimmung »bloß möglich« (Crusius, Erkenntnis, § 228). Einige Jahre nach Crusius erwähnt Johann Heinrich Lambert die Einteilung der Sätze nach den Bestimmungen »des Möglichen, Wirklichen, Notwendigen und ihres Gegensatzes« (Lambert, Organon, § 137). Zugleich weist Lambert auf den Ursprung des Unterschieds in der Ontologie hin. Dieser Hinweis ist zwar insofern berechtigt, als die drei Bestimmungen in dem gleichnamigen Werk Christian Wolffs tatsächlich abgehandelt werden. Wolff folgt aber keineswegs der von Lambert angegebenen Ordnung. Die Paragraphen über die Möglichkeit, Wirklichkeit und Notwendigkeit finden sich vielmehr über drei verschiedene Kapitel der Ontologie verstreut.

Ausgehend von dem Prinzip des Widerspruchs und dem Begriff des Unmöglichen erörtert Wolff zunächst die Bestimmung des Möglichen. Als das Mögliche definiert er alles, das keinen Widerspruch enthält. Mit dem Begriff der Wirklichkeit gibt Wolff sodann die lateinischen Ausdrücke *existentia* und *actualitas* wieder. Die Wirklichkeit ist dasjenige, was zur Möglichkeit hinzutritt, wenn ein Ding existiert. Daher rührt die bekannte Rede von der Existenz als dem *complementum possibilitatis*. Den Begriff des Notwendigen diskutiert Wolff schließlich zusammen mit dem Begriff des Zufälligen oder Kontingenten. Notwendig ist alles, dessen Gegenteil unmöglich, das heißt widersprüchlich ist. Unter dem Zufälligen oder Kontingenten versteht Wolff hingegen dasjenige, dessen Gegenteil keinen Widerspruch enthält. Vermittels der Prinzipien des Widerspruchs und des zureichenden Grundes hängen die Bestimmungen des Möglichen, Wirklichen und Notwendigen zwar mehr oder weniger eng miteinander zusammen. Sie bilden bei Wolff aber keine Trias in dem uns geläufigen Sinn. Trotz ihres Ursprungs in der Ontologie geht die Ordnung der Modalbestimmungen daher nicht auf Wolff, sondern auf die Logiker Crusius und Lambert zurück. Aus der Logik hat Kant die Einteilung übernommen und durch die *Kritik der reinen Vernunft* zu ihrer Berühmtheit gebracht.¹

Liegt die Verwirrung angesichts der Rede von etwas Wirklichem, das einerseits notwendig und dessen Gegenteil andererseits möglich sein soll, demnach in einer dem Denken Wolffs fremden Systematik der Modalitäten begründet? Offenbar nicht. Denn auch unter den begrifflichen Vorgaben der Ontologie Wolffs muß der Gedanke eines bloß möglicherweise wirklichen Notwendigen als widersinnig erscheinen. Wenn das Notwendige etwas ist,

¹ Zur Begriffsgeschichte vgl. Specht, 1984.

dessen Gegenteil unmöglich ist, kann etwas, das bloß möglicherweise und mithin zufällig existiert, *per definitionem* nichts Notwendiges sein. Was also sind hypothetisch notwendige Begebenheiten? Die Auflösung der Schwierigkeit beruht, wie häufig in solchen Fällen, auf der Unterscheidung zweier Rücksichten, unter denen ein und derselbe Gegenstand betrachtet werden kann. In seiner lateinischen Ontologie spricht Wolff einerseits von der »absoluten« Betrachtung einer Sache »in sich«. Sie richtet sich einzig auf deren Wesen oder Definition. Sobald jedoch irgendwelche weiteren Bestimmungen Berücksichtigung finden, geschieht die Betrachtung der Sache »unter einer gegebenen Bedingung« (Wolff, *Ontologia*, § 301). Daraus leitet Wolff eine Differenzierung des Begriffs der Notwendigkeit ab:

Dasjenige, dessen Gegenteil, wenn es in sich oder absolut betrachtet wird, unmöglich ist oder einen Widerspruch enthält, nennt man absolut notwendig; dasjenige aber, dessen Gegenteil nur unter einer gegebenen Voraussetzung oder unter irgendeiner gegebenen Bedingung unmöglich ist oder einen Widerspruch enthält, ist hypothetisch notwendig. (Wolff, *Ontologia*, § 302)

Der Begriff der hypothetischen Notwendigkeit beruht demzufolge auf der Möglichkeit der Betrachtung der Dinge als unter gewissen zusätzlichen Bedingungen stehend.

II. Die kosmologische Perspektive

Bezieht man die Differenzierung zurück auf unser Ausgangsbeispiel, scheint Wolff sagen zu wollen: Es liegt zwar nicht im Wesen der Erde, sich zu erwärmen, sondern als solche betrachtet könnte die Erde auch kalt sein. Aber unter gewissen Bedingungen erwärmt sich die Erde mit Notwendigkeit. Doch welches sind die Bedingungen, die gegeben sein müssen, damit die Erwärmung mit Notwendigkeit eintritt? Offenbar genügt es nicht, wenn der Vordersatz des Konditionals zutrifft, sondern die Implikation muß außerdem wahr sein. Mit Notwendigkeit erwärmt sich die Erde nur dann, wenn die Sonne wirklich scheint, und wenn zwischen dem Scheinen der Sonne und der Erwärmung der Erde tatsächlich ein Zusammenhang besteht. Für den Begriff der hypothetischen Notwendigkeit spielen also nicht bloß Erde und Sonne als solche, sondern auch der zwischen beiden bestehende Zusammenhang eine Rolle.

Seit Leibniz wird die Frage nach dem Zusammenhang der Dinge unter dem Begriff der Welt verhandelt. Eine Mehrzahl individueller Substanzen bildet eine Welt, wenn die Bestimmungen der einen in dem Verhältnis gegründet sind, in dem sie zu den anderen steht. Die Art des Verhältnisses ist solange gleichgültig, wie das Prinzip des zureichenden Grundes erfüllt ist.

Leibniz ging im Rahmen seiner Theorie der prästabilierten Harmonie davon aus, daß alle Bestimmungen des Universums – für den göttlichen Verstand erkennbar – in den Perzeptionen der einfachen Substanzen repräsentiert sind. In dem Maß nun, wie Wolff Bedenken trug, Leibniz in der Annahme einer Vorstellungskraft der Monaden zu folgen, lud er sich die Verpflichtung auf, den Zusammenhang der Dinge anderweitig zu erklären. So unklar seine Lösung des Problems der universellen Harmonie am Ende bleiben mag,² so wenig Zweifel können über den systematischen Ort bestehen, an dem Wolff den Zusammenhang der Substanzen verhandelt wissen will.

Wolff kann nämlich als der Begründer derjenigen philosophischen Teildisziplin gelten, die nichts anderes zum Gegenstand hat als die Verhältnisse, in denen die endlichen Dinge zueinander stehen: die Kosmologie. Mit der *Cosmologia generalis* rief er eine bis dahin unbekannte Wissenschaft ins Leben.³ Obwohl er den Begriff der Welt im Prinzip von Leibniz übernehmen konnte,⁴ darf sich Wolff das Verdienst zurechnen, den Fachausdruck in der deutschen Sprache heimisch gemacht zu haben.⁵ Dabei prägte er die für die weitere Diskussion entscheidende Rede von der Welt als einer »Reihe« von Dingen. Deutlicher als Leibniz legt Wolff den Akzent auf die Relation der Substanzen im Raum und in der Zeit. So erklärt er,

daß die Welt eine Reihe veränderlicher Dinge sei, die nebeneinander sind und aufeinander folgen, insgesamt aber miteinander verknüpft sind (Wolff, *Deutsche Metaphysik*, § 544).⁶

Die Aufgabe der Kosmologie besteht in der Aufstellung der Regeln, nach denen sich die Dinge zueinander verhalten. Als »allgemein« bezeichnet Wolff die Kosmologie, weil sie nicht (nur) von der wirklichen Welt handelt, sondern festlegt, welche Weisen der Verknüpfung von Dingen und damit welche Welten überhaupt möglich sind.

² Eric Watkins hat auf die Unstimmigkeit aufmerksam gemacht, daß Wolff zu Leibniz' Theorie der prästabilierten Harmonie und insbesondere dem Konzept der Vorstellungskraft der Monaden auf Distanz geht, ohne daß er sich auf eine andere Erklärung des Zusammenhangs der Substanzen festlegen würde (vgl. Watkins, 1998, S. 139-142).

³ Vgl. dazu Ecole, 1985, bes. S. 47 f.

⁴ »J'appelle monde toute la suite et toute la collection de toutes les choses existantes, afin qu'on ne dise point que plusieurs mondes pouvaient exister en différents temps et différents lieux.« (Leibniz, GP VI, S. 107.)

⁵ Zu der Leistung Wolffs für die begriffliche Fixierung des Begriffs der Welt vgl. Bermes, 2004, S. 36-50.

⁶ In der lateinischen Kosmologie lautet die Definition: »Series entium finitorum tam simultaneorum, quam successivorum inter se connexorum dicitur Mundus, sive etiam Universum.« (Wolff, *Cosmologia*, § 48.)

Indem nun die kosmologischen Prinzipien die Verhältnisse regeln, entsteht eine Ordnung, die nicht im Wesen der Dinge, sondern gleichsam in der Natur der Welt liegt.⁷ Erinnern wir uns an den Beispielsatz: ›Wenn die Sonne scheint, wärmt sie die Erde‹. Der Satz beschreibt das im Zusammenhang der Welt gegründete Verhältnis zwischen Sonne und Erde. Ist die natürliche Ordnung als Bedingung gegeben, erfolgt die Erwärmung mit Notwendigkeit. Es kann nicht sein, daß die Sonne scheint und die Temperatur auf der Erde nicht steigt. Anders verhält es sich, wenn man fragt, ob ein Verlauf der Dinge vorstellbar wäre, bei dem die Sonne die Erde nicht erwärmt, sei es, weil der Himmel in dem betreffenden Augenblick bewölkt ist, sei es, weil eine andere Ordnung der Welt herrscht, also zum Beispiel die Erde weiter von der Sonne entfernt steht (wofür andere Gesetze der Bewegung erforderlich wären). Sobald man einräumt, daß die wirklichen Begebenheiten keineswegs den einzig möglichen Verlauf des Geschehens darstellen, läßt sich die Erwärmung der Erde als der Teil eines von mehreren möglichen Zusammenhängen betrachten. Neben der wirklichen mag es andere mögliche Welten geben, in denen die Sonne scheint, ohne daß sie die Erde erwärmt.

Ausgerüstet mit dem Begriff der Welt als einer Reihe miteinander verknüpfter Dinge läßt sich die Schwierigkeit auflösen, daß ein und dieselbe Begebenheit als notwendig und zufällig zugleich erscheint. Je nach dem, ob ich die Welt als ein in sich geordnetes oder als eines von mehreren möglichen Ganzen ansehe, handelt es sich bei dem Geschehen um etwas Notwendiges oder um etwas Zufälliges. Der Begriff der hypothetischen Notwendigkeit beruht also auf der Betrachtung der Dinge nicht für sich, sondern als Teil einer Welt. Nicht von ungefähr behandelt ihn Wolff in seiner 1720 erschienenen *Deutschen Metaphysik* in dem Kapitel von der Welt, das heißt im Rahmen der Kosmologie. Daran knüpft die Frage an, die ich im Folgenden diskutieren möchte: Welche Rolle spielen die Bestimmungen des Möglichen, Wirklichen und Notwendigen in der Kosmologie Wolffs? Und wie verhält sich der kosmologische zum ontologischen Gebrauch der Modalbestimmungen? In einem ersten Schritt will ich dazu den genauen Sinn erläutern, den Wolff den Begriffen der Möglichkeit und der Wirklichkeit in der Ontologie verleiht. In einem zweiten Schritt wende ich mich sodann dem Begriff der hypothetischen Notwendigkeit der Natur zu. Dabei werde ich die These ver-

⁷ Während Wolff zwischen dem *ordo mundi* als der Ordnung der im Raum und in der Zeit bestehenden Dinge (vgl. Wolff, *Cosmologia*, § 76) und dem *ordo naturae* als der Ordnung der bewegenden Kräfte (vgl. Wolff, *Cosmologia*, § 557 f.) unterscheidet, spreche ich im Folgenden von der ›Ordnung der Welt‹, von der ›Ordnung der Natur‹ und von der ›natürlichen Ordnung‹ im Sinne des *ordo mundi*.

treten, daß Wolff den zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit eröffneten ontologischen Spielraum in der Kosmologie wieder zunichte macht.

III. Möglichkeit und Wirklichkeit

Gewissermaßen den Subtext zu Christian Wolffs Theorie der Modalbestimmungen bildet die Ethik Spinozas. Dort unterscheidet Spinoza Freiheit und Notwendigkeit danach, ob die Existenz und die Wirkungen eines Dings aus ihm selbst hervorgehen, oder ob es von etwas anderem entsprechend bestimmt wird. Frei in dem genannten Sinn ist für Spinoza einzig die unendliche Substanz oder Gott. Für alles andere, das heißt für alle endlichen Dinge und Begebenheiten gilt, daß sie in ihrer Existenz und ihren Wirkungen von dem Absoluten abhängen und insofern notwendig sind. Daß etwas in seiner Existenz und seinen Wirkungen Abhängiges nichtsdestoweniger kontingent sein könnte, schließt Spinoza mit Nachdruck aus. Alles sei aus der Notwendigkeit der göttlichen Natur bestimmt, auf eine gewisse Art zu existieren und zu wirken. Gott hätte die Dinge auf keine andere Weise und in keiner anderen Ordnung hervorbringen können. Wenn wir gewisse Dinge als zufällig oder bloß möglich ansehen, liegt das Spinoza zufolge an unserer mangelhaften Erkenntnis.

Wolffs Theorie der Modalitäten ist von dem Interesse geleitet, den durch Spinoza zunichte gemachten Spielraum zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit offen zu halten. Dahinter steht einerseits die Absicht, die Wahlfreiheit Gottes zu gewährleisten. Wäre nämlich nur eine einzige Welt möglich bzw. läge es in der Natur Gottes, genau diese und keine andere Welt hervorzubringen, würde die Lehre von einem persönlichen Gott, der aus freien Stücken die Welt erschafft, hinfällig. Ebenso drohten zentrale Lehrstücke der christlichen Theologie verloren zu gehen, wenn der Mensch in seinem Tun der Notwendigkeit unterläge. Um die Freiheit des Handelns theoretisch zu sichern, scheint daher ebenfalls eine Mehrzahl von möglichen Welten erforderlich. Wäre alles Mögliche zugleich schon wirklich, ließen sich weder Gott noch die Menschen als in ihren Wirkungen frei betrachten. Infolgedessen könnten sie auch nicht für ihr Tun verantwortlich gemacht und zur Rechenschaft gezogen werden.

Bekanntlich hatte Wolff mit Einwänden genau dieser Art zu kämpfen. Die pietistischen Theologen um Joachim Lange warfen ihm vor, ein der Metaphysik Spinozas verwandtes System der absoluten Notwendigkeit zu vertreten. Wolff verwahrte sich dagegen mit einer »lichtvollen Erwägung« über den Unterschied zwischen seinem »System der prästabilierten Harmonie« und der »Lehre Spinozas«. Weder sein Begriff des Möglichen noch sein

Begriff des Zufälligen und Notwendigen stimmten mit der Auffassung Spinozas überein. Statt eines Fatalismus lehre er eine von der Weisheit Gottes bestimmte Notwendigkeit der Verknüpfung der Dinge.⁸ Der Fortgang der Episode ist hinlänglich bekannt. Am 8. November 1723 verwies König Friedrich Wilhelm I. den unliebsamen Philosophen des Landes. Gleich nachdem Wolff an der Universität Marburg Zuflucht gefunden hatte, verfaßte er einen Band mit *Anmerkungen* zu seiner Deutschen Metaphysik, in denen er sich abermals gegen seine Kritiker zur Wehr setzte und die Unterschiede deutlich zu machen versuchte, die ihn von Spinoza trennen. Als Wolff in den dreißiger Jahren die ausführlichere lateinische Fassung seiner Metaphysik schrieb, tat er es ebenfalls mit dem Seitenblick auf den gegen ihn erhobenen Vorwurf des Spinozismus.⁹

Betrachten wir die von Wolff vorgetragene Theorie etwas genauer und beginnen wir mit den ontologischen Bestimmungen. Es kann geradezu als das Markenzeichen der Philosophie Wolffs gelten, daß er weder bei dem einsetzt, was in dieser Welt wirklich der Fall ist, noch mit der Reflexion auf dasjenige beginnt, was mit logischer oder metaphysischer Notwendigkeit zutrifft. Den Ausgangspunkt seiner Überlegungen bildet vielmehr der Begriff des Möglichen. Wie schon erwähnt, gewinnt Wolff ihn unmittelbar aus dem Prinzip des Widerspruchs. Als möglich bestimmt er alles, »was nichts Widersprechendes in sich enthält, das ist, nicht allein selbst neben anderen Dingen, welche sind oder sein können, bestehen kann, sondern auch nur dergleichen in sich enthält, so neben einander bestehen kann, als z. E. ein hölzerner Teller« (Wolff, Deutsche Metaphysik, § 12). Man muß sich klar machen, daß die Definition eine weite Sphäre möglicher Entitäten eröffnet. Ein Universum mit acht statt neun Planeten, eine Mechanik mit anderen Prinzipien als Newtons Gesetzen der Bewegung und ein Wolff-Kongreß, der statt in Halle in Marburg stattfindet – alles das läßt sich ohne Widerspruch denken und bevölkert das Reich des Möglichen.

So gesehen besteht keinerlei Anlaß zu der Befürchtung, Gott oder den Menschen blieben nicht genügend Möglichkeiten, zwischen denen sie wählen könnten. In der *Anmerkung* zu der Definition des Möglichen setzt sich Wolff ausdrücklich von Spinoza und den Fatalisten ab, denen zufolge alles Mögliche auch wirklich werden müsse (vgl. Wolff, *Anmerkungen*, § 6). Laut Wolff ist weder die Existenz noch die genaue Beschaffenheit der einzelnen Dinge durch ihr Wesen festgelegt. Daß es mehrere Möglichkeiten gibt, wie

⁸ Vgl. Wolff, *Opuscula*, S. 14-31. – Zu den näheren Umständen der Auseinandersetzung mit den Pietisten vgl. Bianco, 1989.

⁹ Darin mag der Beweggrund liegen, warum Wolff den Unterschied zwischen der absoluten und der hypothetischen Notwendigkeit später nicht erst in der Kosmologie, sondern schon in der Ontologie abhandelte (vgl. Wolff, *Ontologia*, §§ 301-307).

etwas wirklich werden kann, erklärt er in der Ontologie mit den unterschiedlichen Graden der Vollkommenheit. Nehmen wir Wolffs Lieblingsbeispiel der Uhr. Eine Uhr kann mehr oder weniger genau die Zeit anzeigen, sie kann schön oder häßlich sein und sie kann mehr oder weniger häufig der Reparatur bedürfen, ohne daß sie dadurch aufhört, eine Uhr zu sein. Da aber nichts von alledem in dem Wesen der Uhr gelegen ist, ist jede einzelne Uhr etwas Zufälliges, das heißt etwas, »davon das Entgegengesetzte auch sein kann oder dem das Entgegengesetzte nicht widerspricht« (Wolff, Deutsche Metaphysik, § 175). Die Uhr könnte noch genauer gehen, noch schöner sein oder noch seltener zum Uhrmacher müssen. Also ist vieles möglich, das niemals wirklich wird.

Doch leider ist die Geschichte an der Stelle noch nicht zu Ende. Wolff möchte nicht bloß erklären, was widerspruchsfrei möglich ist, sondern außerdem Aufschluß darüber geben, warum sich die Dinge in Wirklichkeit so und nicht anders verhalten. Er will nicht nur über alles Mögliche spekulieren, sondern der Wirklichkeit auf den Grund gehen. Während zur Beurteilung der Möglichkeit der Dinge das Prinzip des Freiseins von Widersprüchen genügt, muß alles, was wirklich ist, darüber hinaus einen zureichenden Grund besitzen. Der Grund entscheidet darüber, warum gerade diese und keine andere Möglichkeit realisiert ist. Der Grund, definiert Wolff, ist »dasjenige, wodurch man verstehen kann, warum etwas ist« (Wolff, Deutsche Metaphysik, § 29). Die Formulierung gibt freilich zu mancherlei Mißverständnissen Anlaß. Zum einen könnte man meinen, das Prinzip des zureichenden Grundes besitze lediglich eine epistemische Bewandnis. Der Grund diene unserem Verständnis der Dinge, ohne daß etwas über deren reale Bedingungen ausgemacht sei. Für Wolff hingegen sind Gründe immer auch Realgründe. Damit hängt das zweite Mißverständnis zusammen, dem die Definition ausgesetzt ist. Der Begriff des Grundes darf nicht auf den der Wirkursächlichkeit eng geführt werden. Wie wir gleich sehen werden, können auch Zwecke als Gründe fungieren. Sobald ein zureichender Grund gegeben ist, sei es in der Gestalt einer Wirkursache, sei es in der Form eines Zwecks, geht das Mögliche in die Wirklichkeit über und existiert.

Obwohl es eine Mehrzahl von Möglichkeiten gibt, so daß es sozusagen vom Zufall abhängt, welche von ihnen tatsächlich realisiert ist, beansprucht Wolff mit der Hilfe des Prinzips des zureichenden Grundes dem Zufall gewissermaßen auf die Schliche zu kommen. Das geschieht in den weiteren Teildisziplinen der Metaphysik, die sich mit der Welt, mit dem Wesen der Seele und mit Gott befassen. In der Kosmologie geht es um die Verknüpfung der Bestandteile der Welt zu einem geordneten Ganzen. In der rationalen Psychologie erörtert Wolff unter anderem die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Seele und Körper, der den Menschen ihr zielgerichtetes Han-

deln ermöglichen soll. Die natürliche Theologie endlich handelt von Gott als einem notwendigen Wesen, das den Grund seiner Existenz in sich selbst trägt und von dem alle übrigen Dinge abhängen. Von den drei Disziplinen der speziellen Metaphysik konzentriere ich mich im Folgenden auf die erste. Sie scheint mir besonders interessant, weil in der Kosmologie der Gedanke der möglichen Welten mit dem Konzept einer nach dem Prinzip des zureichenden Grundes geordneten Natur zusammentrifft.

IV. Die rationale Verknüpfung der Dinge

Wie wir gesehen haben, eröffnet Wolff in der Ontologie einen denkbar großen Spielraum zwischen dem, was alles möglich ist, und dem, was wirklich ist und geschieht. Wir haben außerdem gesehen, daß Wolff den Übergang von der Möglichkeit zur Wirklichkeit nicht einfach auf das Dekret irgendeines Willens zurückführt, so daß wir immer nur aus der jeweiligen Erfahrung wissen könnten, was ist und was nicht. Die Welt, in der wir leben, stellt für Wolff vielmehr ein nach vernünftigen Prinzipien und verlässlichen Gesetzmäßigkeiten geordnetes Ganzes dar. Aufgrund dessen lassen sich allgemeine Aussagen über den Zusammenhang der Dinge treffen, die den Spielraum des Möglichen merklich einengen. Wenn die Sonne scheint, dann ist es, den natürlichen Lauf der Dinge vorausgesetzt,¹⁰ offenbar nicht möglich, daß die Temperatur der Erde gleich bleibt. Doch was ist es, das mehrere jeweils für sich betrachtet zufällige Begebenheiten so miteinander verbindet, daß unter der Bedingung der einen die andere mit Notwendigkeit folgt? Wodurch kommt die natürliche Ordnung zustande?

Der Schlüsselbegriff zur Beantwortung der Frage nach der Ordnung der Natur ist der Begriff der Welt als eines aus einer Reihe verknüpfter Dinge in Raum und Zeit bestehenden Ganzen. Die Art der Verknüpfung der Dinge in der Welt stellt den regelmäßigen Ablauf des Geschehens sicher. Der systematische Grund der hypothetischen Notwendigkeit einzelner Begebenheiten liegt also in dem Zusammenhang der Dinge, dem *nexus rerum*.¹¹ Dabei handelt es sich um eine kausale Verknüpfung: »Ich sage, daß Dinge miteinander verknüpft sind, wenn ein jedes unter ihnen den Grund in sich enthält, warum das andere neben ihm zugleich ist oder auf dasselbe folgt.« (Wolff, Deutsche Metaphysik, § 545) Entscheidend für das Verständnis der Kosmologie ist die Einsicht, daß für Wolff unter den Begriff des Grundes sowohl zweck- als

¹⁰ Wolff betont eigens, die Ordnung der Natur schließe übernatürliche Eingriffe Gottes nicht aus (vgl. Wolff, Deutsche Metaphysik, § 565).

¹¹ In dem deutsch-lateinischen Register übersetzt Wolff »Zusammenhang« mit *nexus* (vgl. Wolff, GW I,2, S. 677).

auch wirkursächliche Beziehungen fallen. In den *Anmerkungen* zur Deutschen Metaphysik definiert er die Verknüpfung materieller Dinge als die Abhängigkeit von Zweck- und Wirkursachen (*dependentia a causis finalibus et efficientibus*; Wolff, *Anmerkungen*, § 176).

Ein Blick auf die Beispiele, die Wolff im Anschluß an die Definition nennt, macht deutlich, daß sich die beiden Aspekte für ihn nicht scharf voneinander trennen lassen. So schreibt Wolff: »Die Sonne und Erde sind miteinander verknüpft, weil die Erde durch die Sonne in ihrem veränderlichen Zustand gehalten wird.« (Wolff, *Deutsche Metaphysik*, § 545) In den *Anmerkungen* heißt es dazu: »Die Sonne und unsere Erde sind zugleich, und in der Sonne finden wir die Raison, warum die Erde in dem Zustand einer Erde sein kann, indem sie dieselbe durch ihre Wärme fruchtbar und wohnbar macht.« (Wolff, *Anmerkungen*, § 176) Ist nun die Wärme der Sonne die *Ursache* der Fruchtbarkeit der Erde oder ist die Fruchtbarkeit der Erde der *Zweck* der Wärme der Sonne? Solange das Prinzip des zureichenden Grundes gilt, ändert die Betrachtungsrichtung nichts an der Verknüpfung. Ähnlich verhält es sich bei dem zweiten Beispiel: »Der Regen und das Wachstum der Pflanzen ist miteinander verknüpft, weil er den Pflanzen Nahrung gibt.« (Wolff, *Deutsche Metaphysik*, § 545) Wieder kann man fragen, ob das Wachstum der Pflanzen als die Wirkung oder als der Zweck des Regens angesehen werden soll.

Die von Wolff angebotene Lösung ist ein Kompromiß zwischen der kausalmechanischen und der teleologischen Betrachtungsweise des Universums. Der Kompromiß findet seinen Ausdruck in der berühmten Metapher von der Welt als einer Uhr oder einer Maschine. Das Gleichnis verbindet den Aspekt der zweckmäßigen Einrichtung mit dem der strengen Regelmäßigkeit aller Begebenheiten. Dem Erfindungsgeist des Uhrmachers bzw. des Maschinenbauers entsprechen die Vernunft und die Weisheit Gottes. Er hat die Welt seinen Plänen und Absichten gemäß eingerichtet und die Dinge aufeinander abgestimmt. Wie sich an dem Bild der Uhr ferner ablesen läßt, schlägt sich die Zweckmäßigkeit des Ganzen in der planmäßigen Bewegung seiner Teile nieder.¹² Ist die Uhr einmal in Gang gesetzt, erfüllt das Räderwerk seinen Zweck und zeigt ohne weitere Eingriffe von außen die Zeit an. Die Kunst des Uhrmachers besteht gerade darin, einen Mechanismus zu finden, der die richtigen Bewegungen von selbst vollführt. Dem Uhrmacher muß mit anderen Worten daran gelegen sein, den Ablauf des Geschehens so weit wie möglich den Gesetzen der Mechanik zu überlassen.

¹² Vgl. Wolffs Definition einer Maschine als »ein zusammengesetztes Werk, dessen Bewegungen in der Art der Zusammensetzung gegründet sind« (Wolff, *Deutsche Metaphysik*, § 557).

Die Deutung der Welt als eine von Gott erdachte Maschine besitzt unübersehbare Vorzüge. Der wichtigste liegt für Wolff zweifellos in der Vereinbarkeit mit dem Glauben an einen persönlichen Gott, der die Welt unter mehreren möglichen gewählt und erschaffen hat. Als einen weiteren Vorzug hebt Wolff die Nähe zu der Naturforschung seiner Zeit hervor. Weil die Welt das Werk eines vernünftig planenden Schöpfers darstellt, können wir uns bei ihrer Erforschung ohne Bedenken der mechanischen Methode bedienen:

So suchen heutzutage alle Naturkundigen die Begebenheiten der Natur zu erklären. Wenn man fragt, wie die Speise von dem Magen verdaut wird, so sucht man durch die Anatomie, aus was für Teilen und auf was für Art und Weise aus ihnen der Magen zusammengesetzt ist, und herinnen ferner den Grund von der Verdauung der Speise. (Wolff, Anmerkungen, § 183)

V. Die Notwendigkeit der Natur

Der Kompromiß zwischen der Zweck- und der Wirkursächlichkeit, den Wolff mit seiner mechanistischen Weltsicht eingeht, zieht weitreichende Konsequenzen nach sich. Am schwersten wiegt der Umstand, daß in einer nach mechanischen Prinzipien verfaßten Welt alles, was geschieht, hypothetisch notwendig ist. Sämtliche Begebenheiten resultieren aus der natürlichen Ordnung. Das ruft unweigerlich die Frage nach der Kontingenz des Geschehens wieder auf den Plan. Wenn die Welt einer vollkommenen Maschine gleicht, dann scheint durch die Art der Zusammensetzung der Dinge ein für allemal festgelegt, ob heute die Sonne scheint und es ein warmer Tag wird oder nicht. In der Tat spricht einiges für die Annahme, daß durch die Ordnung der Natur der Spielraum zwischen dem, was in dieser Welt möglich ist, und dem, was wirklich geschieht, zunichte gemacht wird. Was die Terminologie betrifft, schärft Wolff zwar den Unterschied zwischen der absoluten oder »metaphysischen« Notwendigkeit einerseits und der »Notwendigkeit der Natur« andererseits ein und betont die Vereinbarkeit der zweiten mit der Kontingenz der Welt.¹³ Aber zugleich scheint er ausschließen zu wollen, daß zwei mögliche Welten mit der gleichen natürlichen Ordnung unterschiedliche Begebenheiten enthalten. »Was in dieser Welt möglich ist, das muß auch kommen, wenn es nicht schon da gewesen, oder noch da ist, und

¹³ Um Mißverständnissen vorzubeugen, regt Wolff an, den Begriff der »Notwendigkeit« durch den der »Gewißheit« der Natur zu ersetzen (Wolff, *Deutsche Metaphysik*, § 578). Solange der Ausdruck freilich nicht in einem rein epistemischen Sinn verstanden werden kann, ändert die Sprachregelung nichts an der Schwierigkeit der Sache.

kann unmöglich außen bleiben: denn sonst wäre sein Grund, den es in dem gegenwärtigen Zusammenhang der Dinge hat, nicht zureichend.« (Wolff, Deutsche Metaphysik, § 575)

Demnach unterliegt der natürlichen Notwendigkeit alles, was nach den Gesetzen dieser Welt möglich ist. Doch was nützt Wolff angesichts dessen die Beteuerung, das natürlich Notwendige sei metaphysisch kontingent? Die dahinter stehende Absicht ist zweifellos theologischer Art. Wenn die wirkliche Welt nur zufällig existiert und Gott zwischen mehreren möglichen Welten wählen konnte, ist der Vorwurf des Fatalismus à la Spinoza offenbar unberechtigt. In der *Anmerkung* zu der Definition des *nexus rerum* erklärt Wolff, es könne daher »nicht einmal träumen, daß durch diese Verknüpfung der Dinge eine unvermeidliche Notwendigkeit und Fatalität in die Welt kommen solle« (Wolff, Anmerkungen, § 176). Es fragt sich allerdings, wie weit die Verteidigung gegen den Verdacht des Fatalismus tatsächlich reicht. Denn Wolff möchte in seiner Theologie nicht bloß die Freiheit festhalten, sondern zugleich der Vollkommenheit Gottes ihr Recht widerfahren lassen. Da in der Welt nichts ohne einen zureichenden Grund geschieht, erlaube die Zweckmäßigkeit der Dinge den Rückschluß auf die Weisheit, die wirkursächliche Ordnung den Rückschluß auf die Vernunft des Schöpfers (vgl. ebd.). So scheint es, als liege zwischen der absoluten oder metaphysischen und der hypothetischen oder natürlichen noch eine Art theologischer Notwendigkeit, der zufolge die Wahl der wirklichen Welt aus der Menge aller möglichen als ihrerseits rationalen Maßstäben unterworfen zu gelten hat.

Aber blenden wir die theologischen Motive einmal aus und betrachten lediglich die Kosmologie. Wenn es zutrifft, daß die Verknüpfung der Dinge in jeder möglichen Welt als ein rationaler Zusammenhang aufgefaßt werden kann, dann fällt der Unterschied zwischen den drei Modalbestimmungen in sich zusammen. Es gibt nichts, was unter der Voraussetzung der natürlichen Ordnung der Dinge möglich ist, das nicht zugleich wirklich und (hypothetisch) notwendig wäre. Welche Bedingungen tatsächlich herrschen, mag zwar der Vernunft und Weisheit Gottes anheim gestellt sein. Aber innerhalb der Welt vollzieht sich alles nach den Regeln der Notwendigkeit der Natur (vgl. Wolff, *Cosmologia*, § 102). Dieser Umstand hat Arthur Lovejoy bereits vor siebzig Jahren zu der nüchternen Feststellung veranlaßt, aus der Sicht der Ideengeschichte bestehe »vielleicht die wichtigste Wirkung« der Betonung des Prinzips des zureichenden Grundes durch Leibniz und Wolff in der Verbreitung der Lehre vom universalen Determinismus und der damit einhergehenden Minderung der Angst vor dem Schreckgespenst des Spinozismus (Lovejoy, 1936, S. 176). Man mag das Verhältnis Wolffs zu Spinoza einschätzen, wie man will, was das deterministische Weltbild betrifft, gibt es jedenfalls kaum einen besseren Kronzeugen als Wolffs Begriff der hypo-

thetischen Notwendigkeit der Natur. Der Grund dafür liegt, wie ich hoffe gezeigt zu haben, keineswegs in seiner zeitbedingten Physik, sondern in dem kosmologischen Gebrauch, den Wolff von den Modalbestimmungen macht.

Literaturverzeichnis

- Bermes, Christian (2004): ›Welt‹ als Thema der Philosophie. Vom metaphysischen zum natürlichen Weltbegriff. Hamburg (=Phänomenologische Forschungen; Beiheft 1)
- Bianco, Bruno (1989): *Freiheit gegen Fatalismus*. Zu Joachim Langes Kritik an Wolff. In: Norbert Hinske (Hg.): *Halle*. Aufklärung und Pietismus. Heidelberg (=Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung; 15), S. 111-155
- Crusius, Christian August (1965): *Weg zur Gewißheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntnis*. In: *Die philosophischen Hauptwerke*. 4 Bde. Hrsg. v. Giorgio Tonelli. Bd. III. Hildesheim (Nachdr. d. Ausg. Leipzig 1747). Zitiert als »Crusius, Erkenntnis«, mit Angabe des Paragraphen.
- Ecole, Jean (1985): *Un essai d'explication rationnelle du monde ou la Cosmologia generalis de Christian Wolff*. In: ders.: *Introduction à l'opus metaphysicum de Christian Wolff*. Paris, S. 20-48
- Lambert, Johann Heinrich (1965): *Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrthum und Schein*. In: *Philosophische Schriften*. 10 Bde. Hrsg. v. Hans-Werner Arndt. Bd. I. Hildesheim (Nachdr. d. Ausg. Leipzig 1764). Zitiert als »Lambert, Organon«, mit Angabe des Paragraphen.
- Lovejoy, Arthur O. (1936): *The Great Chain of Being*. A Study of the History of an Idea. Cambridge
- Mondadori, Fabrizio (1989): *Necessity ex hypothesi*. In: *The Leibniz Renaissance*. Hrsg. v. Centro Fiorentino di Storia e Filosofia della Scienza. Florenz, S. 191-222
- Specht, Rainer (1984): Art. »Modalität«. In: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hrsg. v. Joachim Ritter/Karlfried Gründer. Bd. 6. Basel, Sp. 9-12
- Watkins, Eric (1998): *From Pre-established Harmony to Physical Influx*. Leibniz's Reception in Eighteenth Century Germany. In: *Perspectives on Science* 6, S. 136-203